

Zum Unterricht in der Bibel

In Maybaums »Methodik des jüdischen Religionsunterrichts« lesen wir die folgenden Sätze (S. 36): Beim hebräischen Unterricht »soll nicht über dasjenige, was zum Verständnis des Gottesdienstes notwendig ist, hinausgegangen werden. Die Kenntnis der Bibel, die Aneignung ihrer ethischen und religiösen Weltanschauung, die entsprechende Vorstellung von der Bedeutsamkeit der altisraelitischen Propheten und Dichter kann in jeder beliebigen Sprache vermittelt werden. Ein mehreres ist nicht die Aufgabe des Religionsunterrichts. Der Überschuss an ästhetischem Lustgefühl, der hierbei noch aus dem Verständnis des Urtextes zu gewinnen ist, kann bloß das Strebeziel der Philologie sein und braucht von dem Religionsunterricht nicht berücksichtigt zu werden. Die Kontrolle vollends, welche die Kenntnis der Ursprache für die legale Entwicklung des Religionsgesetzes und für die historische Kontinuität in der Ausgestaltung des religiösen Lebens bietet, darf gewiß nicht der Religionsschule aufgebürdet werden: sie ist ausschließlich Sache der Theologie, zu deren Aufgabe es stets gehören wird, die Quellen des Religionsgesetzes im Urtexte zu erforschen und deren Jünger sich das größere Ausmaß von hebräischen Vorkenntnissen in, ad hoc zu errichtenden, propädeutischen Kursen oder Talmud-Thora-Schulen aneignen mögen.«

Der große Vorzug dieser Auseinandersetzung ist, daß sie folgerichtig ist und einem Jeden zeigt, wohin wir mit dem Religionsunterricht, wie er im allgemeinen üblich ist, steuern. M. stellt zwei Thesen auf: für eine umfassendere Kenntnis des Religionsgesetzes und seiner Quellen ist der besondere Stand der jüdischen Theologen und Gelehrten vorhanden. Und ferner: der Inhalt und Gehalt der biblischen Bücher ist auch ohne Kenntnis des Hebräischen zu erfassen. Und er schließt nun: Daher brauchen wir den Unterricht im Hebräischen nur zu dem Zweck und in dem Umfang zu erteilen, daß die Kinder mit Verständnis an dem Gottesdienst teilnehmen können. Im Augenblick, wo dieser Gottesdienst in der Muttersprache wird abgehalten werden, ein Ziel, das nach M. zu erstreben ist, ist das Hebräische aus dem Unterrichtsplan der Religionsschulen völlig zu eliminieren.

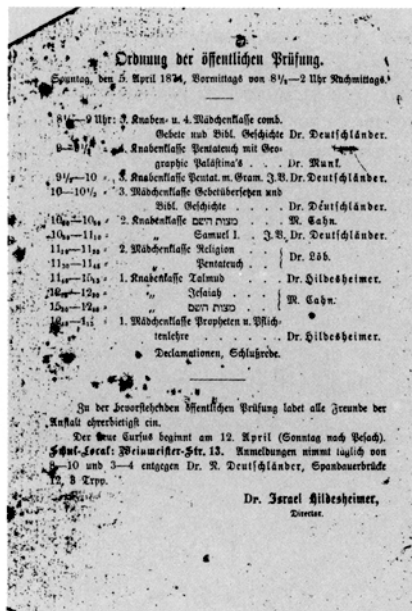
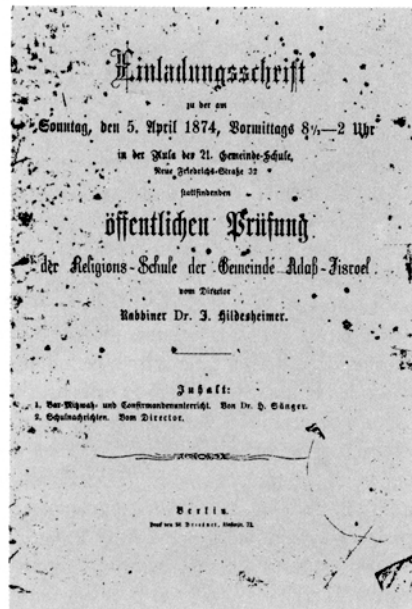
Wie gesagt, diese Darstellung ist folgerichtig, allein die Prämissen sind falsch. Was die erste These betrifft, so heißt es für uns immer noch: jeder Jude hat sich eine umfassende Kenntnis des Religionsgesetzes anzueignen. Und daß eine Vertrautheit mit dem Religionsgesetz ohne Beherrschung der hebräischen Sprache ausgeschlossen ist, bedarf keiner näheren Ausführung. Freilich meint M.: »Die folgende Behauptung, daß es im Judentum keine Laien giebt, hatte stets



nur den Sinn, daß dasselbe keine priesterlichen Weihen kennt, und daß demnach jeder Kundige das religiöse Lehramt verwalten dürfe. Zur Unterscheidung aber zwischen Kundigen und Unkundigen hatte man in alter Zeit nicht weniger Veranlassung als in unseren Tagen.« Wird aber M. leugnen, daß es früher auf Grund des allgemein verbreiteten Thorastudiums ein bestimmtes Milieu gegeben hat und in frommen Gemeinden jetzt noch giebt, von dem der Rabbiner sich bloß durch ein höheres Maß von Kenntnissen abhob? Wird er bestreiten wollen, daß der Unterschied zwischen Kundigen und Unkundigen nur ein quantitativer war und sein soll, nach ihm aber zu einem qualitativen werden würde?

Die zweite These ist schon oft mit Erfolg bekämpft worden. Die religionsgesetzliche Forderung des Thorastudiums, die Autorität, die den Worten des Lehrers aus dem vertrauten Umgange zuwächst, den das Kind mit dem heiligen Original pflegt, die Unmöglichkeit, den Gedankengehalt des Judentums zu erfassen, wenn man nicht die Worte kennt, aus denen dieser Gedankengehalt erwachsen ist, und welche durch die entsprechenden Worte der Muttersprache durchaus nicht wiederzugeben sind, das sind nur einige der geltend zu machenden Gegengründe. Hier wollen wir die These M.'s von seinem Standpunkte aus nur durch zwei Momente widerlegen, Momente formaler Natur, die unserer Meinung nach aber entscheidend ins Gewicht fallen.

Religion und Kunst sind verwandte Gebiete. Beide haben ihre Wurzel im Gefühlsleben des Menschen, die religiösen und ästhetischen Gefühle sind in seiner Seele eng verflochten. Die Religion wendet sich freilich zunächst an den Willen des Menschen, aber sie gewinnt diesen Willen nur durch angemessene und ansprechende Formen. Auch der Wille des Kindes wird nur, wenn es ganz jung ist, durch ein starres Gebot bezwungen. Wenn es heranwächst, wird man immer an sein Gefühl appellieren müssen, soll der gestellten Forderung Eingang verschafft werden. Und hier sind die ästhetischen Momente noch nicht genug gewürdigt. Wenn die Kinder sich für Gestalten der biblischen Geschichte begeistern, so geschieht das nicht, weil diese Gestalten ihnen in erhabener Größe entgegentreten, sondern, weil sie ihnen in ihrer Vollkommenheit seelisch schön erscheinen, und die Kinder diese Gestalten darum lieb gewinnen. Die Liebe ist ein freies Geschenk der Neigung und wird immer, mag es sich nun um körperliche oder geistige Vorzüge des geliebten Gegenstandes handeln, in ästhetischen Gefühlen wurzeln. Wir fordern die Lektüre der Bibel im Urtext, weil sie unseren Kindern so große Schwierigkeiten macht. Und auch hier glauben wir unsere Forderung selbst vom Standpunkt unseres Gegners stellen zu müssen. Auch er verlangt die Aneignung der ethischen und religiösen Weltanschauung der Bibel. Wir machen uns anheischig, die ethische und religiöse Weltanschauung der Bibel einer Klasse in wenigen



Stunden beizubringen. Warum wird uns das nicht genügen? Weil für eine Weltanschauung es nicht ausreicht, daß sie dem Schüler mitgeteilt wird; sie muß zu einem Bestandteil seiner Seelenkräfte, die Willensrichtung, die sich an sie knüpft, muß zu einer habituellen werden. Wir besitzen aber nur das, was wir erwerben. In unserer Seele haftet nur, was wir erarbeitet haben, und es haftet um so fester, je schwerer wir es erarbeitet haben. Paulsen macht in seiner Abhandlung: »Was uns Kant sein kann« mit Recht darauf aufmerksam, wie die Gedankenwelt Hume's, die den ganzen Kriticismus implicite enthielt, an seinen Zeitgenossen fast spurlos vorüberging, und erst Kant dieser philosophischen Richtung zum Siege verhalf, nicht zum geringsten Teil deshalb, weil er in seiner »Kritik der reinen Vernunft« den Lesern eine harte Nuß zu knacken gab. Ein Kapitel aus Hosea sitzt zehn mal so fest als ein Kapitel aus Jeremias. Daraus folgt, daß es eine sehr zweifelhafte Sache darum ist, wenn das Kind spielend etwas erlernt, daß man sich diesen Luxus nur erlauben darf, wo es sich um die Fülle des Einzelnen und nicht um die wenigen aber wichtigen allgemeinen Ideen handelt. Das Hebräische soll der Schüler, wenn möglich, nach einer Methode erlernen, durch die es ihm spielend beigebracht wird, die Ideen aber müssen eine Frucht des Kampfes sein, welchen er mit den Schwierigkeiten des Textes ausgefochten hat. Und noch ein zweites: Die Vorstellung muß durch Anstrengung erarbeitet werden, sie muß sich aber auch befestigen dadurch, daß sie immer und immer wieder reproduziert wird. Auch Ideen können aus dem Gedächtnis schwinden, sobald sie nur lose eingepflanzt werden und nicht dafür gesorgt wird, daß sie Wurzel schlagen, und diese Wurzel immer fester wird dadurch, daß sie in unzählige Wurzelfasern nach allen Richtungen hin sich verästelt. Das ununterbrochene Wiederholen ist aber nur möglich, wenn der zu wiederholende Stoff sich immer in neuem Gewande zeigt, die Aufmerksamkeit des Schülers fesselt und seiner produzierenden Seelenthätigkeit Beschäftigung giebt.

J. Wohlgemuth